

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 46.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



1844.

Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Meubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde etc. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Zu spät!

Novelle von Th. Mägge.

(Fortsetzung.)

Er öffnete die Thür und die Gäste kamen. Die Braut ließ sich von ihren Freundinnen schmücken; bald füllten sich die Räume, es wurden Anstalten getroffen zur festlichen Bewirthung und in der That, wenn Herr Hartberg auch seinem Blute und seinem Benehmen nach zum Volke gehörte, so war doch sein Haus, sein Tisch und sein Keller so eingerichtet, daß sie einem Grafen oder Fürsten Ehre machen konnten. Silberne und goldene Geräthe, schwer und gediegen, bewiesen das eben so wohl wie der herrschende Ueberfluß an theueren und seltenen Dingen. Die gallonirten Bedienten des Bräutigams und die bescheidenen Diener des Hauses in neuen saubern Trachten eilten geschäftig auf und ab, und so wie die Diener sich schieden, so schieden sich auch fast die Gäste in zwei wohlkennbare Theile. Tamnau's Verwandte und Freunde gehörten den ersten und feinsten Kreisen der Hauptstadt an, Hartberg's Familie und die von ihm geladen, waren meist aus den arbeitenden Ständen, Kaufleute und Gewerbetreibende, die Geschäftsfreunde des Hauses und deren Familien, sogar auch einige arme Verwandte, die der gutherzige Mann nicht ausschließen wollte, denn er haßte den Hochmuth, der Freunde verläugnet, weil ihr Schicksal sie nicht hoch gestellt oder reich gemacht hat. Hier aber waren sie ganz geeignet, die Contraste

zu vermehren und die Kreise noch mehr abzufondern. Der Onkel des Bräutigams, der Präsident mit seiner Tochter bildeten den Mittelpunkt des glänzenden Flügels, welcher in dem großen Saale die rechte Seite einnahm. Ordenssterne und Uniformen bewegten sich um die Gruppe von Damen, welche die Feste der Hauptstadt verschönten; im Centrum standen meist Herren von zweifelhafterem Gehalt: Kaufleute, ein Paar Advokaten, ein Paar Doctoren mit ihren Frauen und Töchtern und immer tiefer zur Linken hinab hatten sich instinkartig die verbundenen und bekannten Elemente zusammengefunden, bis zuletzt die armen Verwandten in ihren groben einfachen Kleidern sich schüchtern und flüsternd in den Ecken bewegten. — Der Kitt der Bildung reichte so wenig zu ihnen hin, wie die Anmaßung des Geldes, das stolz herausfordernde Blicke auf seine Diamanten und spöttische Verachtung auf die Armseligkeit der Geburtsvorzüge warf. Hier war mehr als Einer, der heimlich sich an die Tasche schlug und im Stillen dachte: „Ihr guten Leute mit all Eurer Vornehmheit und Euern bestickten und bebänderten Röcken seid nicht im Stande, halb so viel aufzuwenden als ich.“ Ein Paar Damen mit gewaltigen Ketten und Halsbändern, mit Paradiesvögeln auf den Köpfen gaben sich das Ansehen des aufgeblähten Bürgerstolzes und wurden das Stichblatt des Witzes für einige böshafte Betrachtungen der rechten Seite; vier junge Mädchen flüsternten sich zu, daß Georg Bernhardt krank sei vor Gram und Aerger, und daß es dieser

hochmüthigen Agnes gar nichts schaden könne, wenn Reue über sie käme in Folge dieser Heirath, von der so viel Redens gemacht würde. — „Glauben Sie denn, Liebe,“ sagte die Frau eines reichen Kornhändlers, welche vier hoffnungsvolle Söhne hatte, zu ihrer Nachbarin; „glauben Sie denn, daß hinter dem Tamnau'schen Vermögen viel ist? — Die Tamnau's sind alle Verschwender; Vater und Großvater haben schlechte Wirthschaft getrieben, und wie dieser es macht, wissen wir ja Alle. Da ist denn so ein Gänschen mit goldenen Federn recht passend, die leeren Stellen auszufüllen, aber Du mein Gott! man kann einen Brunnen ausschöpfen und wir werden ja sehen, was es für Folgen hat, wenn man vergiftet, wer man ist.“

In diesem Augenblick neigte sich der Präsident zu seiner Nachbarin, der Generalin, und sagte, indem er eine Prise aus seiner goldnen Dose nahm: „Wir sind hier, wie ich finde, ein wenig genirt, meine gnädige Cousine.“

„Finden Sie das?“ erwiderte die stolze Frau. „Ich dächte, man hätte diesem Uebel vorbeugen können.“

„Eine gewisse Gleichmacherei liegt in der Zeit,“ flüsterte der Präsident achselzuckend, „und wir Alle sind ja weit davon entfernt, Vorurtheilen zu hulldigen. — Ich freue mich aufrichtig, daß Rudolph diese Verbindung schließt, es läßt sich Vieles dafür sagen.“

„Ich denke doch nicht ganz so liberal, wie Sie, Cousin!“ sprach die Generalin erregt, „und gestehe, wenn eine meiner Töchter oder einer meiner Söhne in dem Falle wäre, ihre Sentiments triumphiren zu lassen, ohne den Verstand zu Rathe zu ziehen, so wüßte ich nicht —“ sie schüttelte mißbilligend den Kopf.

Der Präsident sah lächelnd vor sich hin. — „Was dieser treffliche Herr Hartberg für schönes gediegenes Hausgeräth besitzt,“ sagte er nach einer Pause. „Eine Fülle von Silber, ein Geschmack und Luxus, das seinen Reichthum kund giebt. Es hat sich in unsern Tagen doch recht vieles verändert, liebe Cousine. Handel und Industrie haben mancher schlichten Familie großen Besitz in den Schooß geworfen, auch muß man gestehen, daß viele derselben ihre Kinder vortrefflich erziehen lassen, wie denn überhaupt die Bildung selbst in den Mittelständen hoch gestiegen ist. — Ein solcher junger Adel der Arbeiterklassen, der Geld besitzt und Ansprüche macht, hat ein gewisses Recht, in unsere Reihen überzugehen. Man muß sich regeneriren, werthe Cousine, das ist eine kluge wohlberechnete Maxime, der ich nicht abhold sein kann, allein sehr natürlich

soll der Waizen von der Spreu gesondert werden. Ein Mann von Stande heirathet mit einer schönen Erbin nicht etwa den ganzen Troß einer unsauberen Sippenschaft; das ist zu bedenken; doch wie viele Mittel giebt es nicht, eine strenge Grenzscheide dagegen aufzurichten!“

Bei seinen letzten Worten ward die Thür geöffnet und eine Dame, in Trauer gekleidet, trat plötzlich in den Saal. Mitten in dieser bunten, blühenden Versammlung hatte das schwarze Gewand eine überraschende und peinliche Wirkung. Alle erhoben sich verwundert und betrachteten die Nahende. Unter dem schwarzen Krepphut der Dame fielen lange glänzend dunkle Locken an den Seiten eines blassen Gesichts von blendender Weiße nieder. Zwei große strahlende Augen herrschten darin vor; ein gebietender Ausdruck lag in den starken Zügen, deren fast männliche Bestimmtheit durch dichte Augenbrauen vermehrt wurde.

Die schwarze Dame schritt rasch auf den Präsidenten zu und reichte ihm die Hand. „Mein theurer Onkel,“ sagte sie, „ich komme zur guten Stunde hier an, um den Hochzeitstag meines Bruders begehren zu helfen.“

„Victoria!“ rief der Präsident erstaunt, „ist es möglich; das nenne ich eine Ueberraschung.“

Die Gesellschaft sammelte sich umher und der Präsident, nachdem er die Nichte geküßt und begrüßt hatte, stellte sie als die vor kurzem verwittwete Frau von Bergenheim vor.

„Vor einer Viertelstunde stieg ich aus meinem Wagen,“ sagte die Wittwe; „ich frage im Hause nach meinem Bruder und höre, daß er so eben an den Altar treten soll. So säume ich denn nicht, hierherzufahren und bin erfreut, noch zur rechten Zeit einzutreffen. Ich bin eine seltsame störende Erscheinung in diesem Kreise,“ fuhr Frau von Bergenheim zu ihrem Oheim gewendet lächelnd fort, „indess konnte ich der Neugier und Theilnahme nicht widerstehen, welche mich hierher zogen. Ganz fern in der tiefen Ecke will ich der Trauung zusehen und mich dann davon machen, nachdem ich dem jungen Paar meine Glückwünsche gebracht. Nun aber geben Sie mir ganz in Eile einige Notizen. Rudolph schrieb mir sechs Zeilen von seiner Heirath, die er wunderbar stürmisch unternimmt, als sei er gewaltsam dazu hingetrieben.“

Der Präsident lächelte wie ein Hofmann. „Es ist ein liebenswürdiges Wesen Deine Schwägerin, meine neue, kleine blondlockige Nichte. Ein allerliebste Ge-

sichtchen, dabei unterrichtet und klug, endlich das einzige Kind ihres Vaters, in dessen Hause Du bist."

"Geben Sie mehr von Ihrem Wissen, Onkel," sagte die Wittwe.

"Du meinst von Rudolph? Er ist sehr verliebt, Du wirst es an seinem Hause schon bemerkt haben. Er bringt große Opfer, ich hoffe, er findet Entschädigung. Er muß seine Zeit und sein Geld gut berechnet haben, wahrhaftig sehr gut; ich wünsche ihm Glück dazu."

"Sonderbare Täuschung!" erwiderte die Nichte; "ich habe immer geglaubt, Rudolph strebte nach einem hohen Ziel."

"Rudolph hat Recht, sehr recht, mein Kind. Er muß eine Frau haben, die ein Haus zu machen weiß und alle Mittel dazu besitzt, alle Mittel, meine verständige Victoria,"

Die Nichte blickte den Oheim bedeutsam an und dieser nickte mit dem langen weiß bepuderten Kopfe ihr eben so bedeutungsvoll zu. Sie wollte eine neue Frage thun, allein der Präsident kehrte sich ab und statt seiner trat ein junger eleganter Herr zu ihr, der in verbindlichster Weise sie begrüßte.

"Wir haben uns lange nicht gesehen, Herr von Lingen," sagte die Wittwe, "aber Sie, als einer der besten Freunde meines Bruders, werden mir viel von ihm erzählen können. — Sie kennen die Braut."

"Der glückliche Rudolph!" versetzte der junge Herr, "er macht eine außerordentliche Partie. Fräulein Agnes Hartberg ist eine wahrhafte Schönheit."

"Und reich!" fügte Frau von Bergenheim hinzu.

"Sehr reich, die reichste junge Erbin, die wir haben."

"Rudolph hat, wie es mir scheint, nicht viel Zeit bedurft, diese schöne Braut zu erwerben?"

"Auf Ehre!" rief Herr von Lingen, "man kann von ihm wie von Cäsar sagen: „Er kam, sah und siegte!“ — Er lächelte ein wenig spöttisch und fuhr dann selbstgefällig fort. — „Wenn man in der Gesellschaft geboren und erzogen ist, öffnen sich die Herzen unwiderstehlich den Zaubersprüchen eines höheren Cultus. Man erreicht in einer Stunde, wozu Andere Jahre nöthig haben."

"Wirklich?" erwiderte die Dame. "Das heißt wie ein Lion gesprochen, der seine Schule in Paris machte."

"Um diese Weste zu erobern, bedurfte es vielleicht kaum eines so vollendeten Gentlemans wie Rudolph

ist," fuhr Herr von Lingen fort. "Fräulein Agnes war einfach erzogen."

"Die Tochter eines Fabrikanten," fiel Frau von Bergenheim ein.

"Ganz recht! Die Tochter eines Fabrikanten, der nur für die Wünsche seines einzigen lieblichen Kindes lebt und Schätze sammelt."

"Und dies liebe Kind ist ohne Zweifel mit heißem Blut und leicht empfänglichem Herzen ihrer ersten Liebe entgegengeflogen?"

"Wie ein Schmetterling, dem die Flügel wachsen," rief Lingen lachend. "Aber auf Ehre! sie hat alle Anlagen, eine Zierde unserer Kreise zu werden. Welche liebenswürdige Naivetät, welche Lust am bunten Wechsel des Lebens und dabei Geist und Gefühl, Talent und glänzende Gaben der Gesellschaft. Es wäre unverantwortlich gewesen, hätte diese reizvolle poetische Erscheinung in gemeiner Prosa geendet."

"So war dazu eine Gelegenheit?" fragte die Wittwe.

"Allerdings. Ein plumper Gesell, Pflegebruder, Mündel, Jugendgespieler und dergleichen war der dem Anschein nach vom Schicksal ihr Bestimmte. Drei oder vier Wochen reichten hin, diesen chevalier de la triste figure ganz zu beseitigen und wahrhaftig, er kann sich glücklich schätzen, denn diese Frau an seiner Seite hätte ihn vernichtet. — Jetzt wird er als ein Verschmähter interessant und er findet sich in seine Rolle mit aller Stupidität eines guten Christen und wackern Bürgers."

"Bortrefflich geschildert," sagte die schwarze Dame lachend. "Auch ich nehme Interesse an dem unglücklichen Liebhaber, dem ich einen Theil Ihres Geistes und Wißes wünsche, sein Schicksal wegzuspotten."

"Nun endlich," rief der Präsident, der herantrat; "der feierliche Augenblick ist da. Tritt hier in die Nische, Victoria, damit Du nicht sogleich bemerkt wirst."

3.

Die Thüren thaten sich auf und hier führte Georg seine Schwester herein, umringt von ihren Gespielinnen, die sie herrlich geschmückt hatten; dort erschien Tamnau von seinen Freunden begleitet. Sein Oheim, der Präsident, nahm seine Hand und führte ihn auf den Teppich der Braut entgegen; der Priester trat herbei an den Tisch, der den Altar bildete. — Eine heiße zärtliche Umarmung, feierliche Begrüßungen und Liebesnamen folgten sich schnell, plötzlich aber ward es still, denn Georg begann zu sprechen. Der tiefe starke

Klang seiner Stimme ging durch den ganzen Saal und Alle blickten in sein ernstes Gesicht, in dem eine bezaubernde Ruhe und Würde lag.

„Ich führe Ihnen meine liebe Agnes zu,“ sagte er dem Bräutigam, „und kann sie Ihnen nicht lassen ohne meinen Glückwunsch. Wie reich wird Ihr Leben sein, wie schön und gesegnet; denn Sie empfangen ein Herz, das Ihnen ganz gehört. Pflegen Sie diesen edlen Schatz, beglücken Sie dies frohe, dankbare Gemüth —“

„Mein Himmel!“ rief Tamnau plötzlich, dessen Augen durch den Saal irrten, während er mit leisem Lächeln seine Freunde erblickte; „Victoria! welche freudige Ueberraschung.“

„Noch einen Augenblick, mein Herr,“ fiel er ein, und faßte den Arm des Bräutigams und hielt ihn fest. „Erlauben Sie mir erst zu vollenden, was ich Ihnen zu sagen habe.“ — Und mit derselben unerschütterlichen Ruhe sagte er: „Agnes Glück und somit auch das Ihre, ist mein herzlicher Wunsch. Wie die Zukunft sich aber auch gestalten mag, welche das wechselvolle Menschenleben in sich schließt, ich werde Dir nahe sein, meine liebe Schwester, immer Dein treuer Freund, immer bereit, Dir zu dienen und wenn Du Schutz bedarfst, Dich zu schützen.“

„Ich hoffe, Herr Bernardi,“ erwiderte Tamnau, welcher mühsam den aufsteigenden Groll unter seiner spöttischen Antwort verbarg, „Ihre Rede, die uns mit Dank und Freude erfüllt, ist jetzt beendet und wir dürfen dem geistlichen Herrn, voll der besten Vorsätze, kühn vor die Augen treten, nachdem ich meine Schwester begrüßt habe.“

Georg Bernardi verbeugte sich stumm und trat zurück. Diese kleine Scene war jedoch nicht ohne die lebhafteste Theilnahme vorübergegangen. Es war der erste offene Beginn eines feindlichen Verhältnisses zwischen zwei Männern, in deren Herzen und Empfindungen längst der Keim gegenseitiger Abneigung wurzelte, und beide fanden in diesem Kreise Sympathien, und Freunde, die ihre Gefühle theilten.

Gerührte und wohlwollende Blicke haften auf Georg, als ihn Hartberg väterlich umarmte, auf der andern Seite lächelte manche Lippe und spöttische Bemerkungen wurden geflüstert. — Die Braut stand erröthend und beängstigt, sie zürnte dem, dem Tamnau zürnte, und fühlte sich darin bestärkt, als Frau von Bergenheim, von dem Bräutigam herbeigeführt, sie zärtlich umarmte.

„Nehmen Sie auch meinen Glückwunsch, liebe theuere Freundin,“ sagte die Wittwe. „So jung, so schön und gut wird das Glück mit Ihnen sein, und wenn Sie einen Diener, einen Beschützer bedürfen, so mag es nie ein Anderer sein, als der Mann, der Ihr Herz und Ihre Hand gewonnen hat. Kein Dritter möge jemals störend sich in Ihren Bund drängen.“ — Die schwarze, hohe Gestalt stand zwischen Agnes und Georg. Jetzt wandte sie sich zu diesem und beider Augen begegneten sich. Mit einem messenden Blick betrachtete sie ihn, dann legte sie die Hände des jungen Paares zusammen und sagte: „Dort ist Euer Platz und der Prediger wartet.“

Die Ceremonie war vorüber. Während dieser ganzen Zeit hatte Frau von Bergenheim dicht neben Bernardi gestanden. Zuweilen sah sie ihn scharf an, als wollte sie seine Gedanken errathen, seine Empfindungen erspähen; aber kein Muskel veränderte sich in seinem Gesicht. — Er brachte nach der Trauung ruhig seine Glückwünsche dar und bei Tische war die schwarze Dame seine Nachbarin. — Sie hatte den Bitten nachgegeben, trotz ihrer unhochzeitlichen Tracht beim Feste zu bleiben und vielleicht war es ihre Absicht, in Georgs Nähe zu sein. Sie regte das Gespräch an und fand in seinen Antworten zahlreiche neue Verknüpfungspunkte. Der junge Mann mit seinem ernsten stolzen Wesen erregte wirklich ihre Theilnahme. Er sprach mit Klarheit und Verständigkeit, er wußte mit seinen Wendungen allen Fragen zu entgehen, die er nicht beantworten mochte; es fehlte ihm ganz an Wiß, an dem Ton der feinen Gesellschaft und doch war in Allem, was er sagte, eine Sicherheit, oft eine Kühnheit der Gedanken, die sie überraschte. Seine ruhige Kälte, die dem männlichen Ausdruck seiner Züge etwas Finsteres und Hartes verlieh, machte sein freundliches Lächeln um so angenehmer. Victoria bemerkte, daß er glänzend schöne Zähne habe; sie musterte die Züge seines Gesichts und fand es interessant, sie sah ihren Bruder an und machte Vergleichen. Ihr Auge hing prüfend an Georgs hochgewölbter, fluggebildeter Stirn, an der durchdringenden Klarheit seines Blickes, sie fand diesen Mann nicht schön, nicht lebenswürdig, nicht geistreich und gewandt, vielmehr mit allen den rauhen und eckigen Formen ausgestattet, die dem Plebejer und dem Geschäftsmenschen ankleben, aber sie fand ihn ungewöhnlich und in seinem Wesen eine besondere Macht ihm gewogen zu sein, oder ihn zu fürchten und zu hassen. Als das lange glänzende

Mahl sich zu Ende neigte, sagte sie: „Ich hoffe, Sie öfter und bald wiederzusehen, Herr Bernardi, denn ich denke mir, wir werden gute Freunde werden.“

„Ich hoffe, meine gnädige Frau,“ erwiderte er, „Sie entlassen mich mit der Gewißheit Ihres Wohlwollens.“

„Man erringt das nicht so schnell,“ versetzte sie lächelnd, „und verliert es leicht.“

„Dann,“ erwiderte Georg, „muß ich Hoffnung und Gefahr entsagen, denn in wenigen Tagen reise ich auf Jahr und Tag aus dem Lande.“

Es entstand eine Pause. Endlich sagte Frau von Bergenheim: „Wer reisen kann, mag reisen. Wen die Heimath nicht zu fesseln vermag, der muß in die Fremde. Doch sucht man oft über Meer und Land das Glück und vermehrt seinen Schaden. Mag Ihr Schiff dann keinen Schiffbruch leiden und das Haus nicht in Asche liegen, wenn sein Herr wiederkehrt.“

„Mein Schiff,“ erwiderte Bernardi in derselben Weise, „ist sturmerprobt, es fürchtet keine Gefahren. Sein Steuermann hat Vertrauen zu sich selbst und kennt den Kompaß. Ein Bret rettet den Schiffbrüchigen, wenn er den Muth nicht verliert, und oft schon wurde ein Haus vom Blitz getroffen, das bald neu und schöner aufgebaut dastand.“

„Sie gehen sehr hoffnungsvoll in die Fremde,“ sagte Victoria, indem sie ihn scharf anblickte.

„Hoffnungsvoll, weil ich Glückliche zurücklasse.“

„Wer kann das sagen?“ rief sie rasch. „Was ist das Glück der Menschen? Eine Blume, heute in den schönsten Farben prangend, morgen welk und todesreif.“

Georg sah fragend in das dunkle Auge seiner schönen Nachbarin. „Wenn das Glück wie Blumenstaub auf den Blättern liegt,“ sagte er, „daß es der Wind faßt und fortweht, dann haben Sie Recht.“

„Wenn es aber im Herzen wohnt, die ganze Seele füllt, dann ist es ein Diamant, den die scharfe Feile nur glänzender macht,“ fiel sie lachend ein. „Wer wird das Menschenglück so tiefinnig auffassen, mein theurer Herr; sind denn die Menschen danach angethan, solch Glück zu wollen? — Sehen Sie hier unser junges Pärchen. Es wird hintanzug auf den Lebenswellen, ganz in Blumenstaub eingehüllt; heute führt ein Sturm, oder was Sie so nennen, einen Theil davon fort, morgen ersetzt man ihn mit farbigem Puder. Ich versichere Sie, er thut dieselben Dienste. Dasselbe Glück blüht lustig darin auf und sollte einmal der

Vorrath ausgehen, sollte wirklich ein Schiffbruch entstehen, dann —“

„Dann werden Sie der gute Engel sein, der hilfsreich ihnen nahe ist,“ sagte Georg.

„Wie besorgt Sie sind. Ich sage Ihnen, man wird mich nöthig haben. In der größten Welt, Herr Bernardi, ist ein solches Unglück nicht eben lebensgefährlich. Ich habe das kennen lernen, ich weiß davon zu erzählen. Die Wellen, in welche man versinkt, durchnässen, betäuben, doch wenn der Schreck vorüber ist, verständigt man sich mit dem Unvermeidlichen und — tröstet sich, wie man eben kann. Sein Sie daher ganz ruhig und wenn Sie einen guten Rath auf die Reise von mir nicht verschmähen, so rathe ich Ihnen, glauben Sie nicht zu fest an Grundsätze, nach denen alle Menschen selig werden sollen. — Sehe Jeder, wo er bleibe, Herr Bernardi; das ist ein alter sehr weiser Spruch. Alle Zeit besteht aus Augenblicken, und Vergänglichkeit ist das große Gesetz der Schöpfung, darum, wer den Augenblick ergreift, lebt, liebt, sich glücklich macht, der versteht seine Aufgabe.“

„Ich danke Ihnen für diese Belehrung,“ sagte Georg, als sie aufstanden. „Sie haben Recht, Jeder in seiner Weise, doch —“ er heftete seinen Blick auf Agnes, welche so eben von Tamnau fortgeführt wurde.

„Wenn Sie wüßten, wie leicht sich das lernt,“ rief Victoria, die seinen Augen folgte. „Doch jetzt zum Schluß: Glauben Sie nicht, daß die Menschen in weißen Gewändern Engel und die in schwarzen —“ hier warf sie einen Blick auf ihr eigenes dunkles Kleid — „Dämonen sind.“

Es war spät, als Georg in sein einsames Zimmer trat. Mit einer heftigen Bewegung riß er die Weste auf und preßte beide Hände auf seine Brust, als wollte er auch diese öffnen. Die Lichter auf dem Consol unter dem Spiegel zeigten ihm seine bleichen verstorbenen Züge. Er warf sich in den Lehnstuhl vor dem Kamin und plötzlich verschwand der Rest seiner mühsam behaupteten Fassung. Ein heftiges Bittern schüttelte seinen Körper wie im Fieber. Der krampfhaft Schmerz in seinem Herzen theilte sich den Gliedern mit, er kämpfte einen letzten fürchterlichen Kampf mit seinen Empfindungen, die ihn wahnsinnig zu machen drohten und er hörte es nicht, daß ein Mann hereintrat, ein alter kleiner Herr mit ergrautem Haar und langem, mageren faltigen Gesicht, das tief in einer weißen Binde verborgen lag.

Er hielt ein Licht in der Hand und trat vorsichtig näher, dann blieb er prüfend stehen und endlich nahm er seine dürre Hand, strich das Haar von Georgs Stirn und sah ihm in die stierblickenden Augen.

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Eine Nacht auf einer Fichte.) In dem eben bei Teubner in Leipzig erschienenen sehr interessanten „Taschenbuche für Jäger und Jagdfreunde“ von Otto v. Corvin erzählt Herr v. Br-d vom Generalstabe in Illyrien bei der Schilderung der verschiedenen Jagden in diesem Lande auch folgendes Abenteuer: Der Wildmeister Neumann in Moisters fand, als er die Fôrnealp besteigen wollte, zwei junge Bären, die sich, sobald sie ihn ansichtig wurden, auf eine Fichte flüchteten. Da er vermuthete, daß die alte Bärin auf Raub ausgegangen sei, und der Baum gut zu ersteigen war, so beschloß er ohne Zögern, die günstige Zeit zu benutzen, um beide junge Bären zu fangen. Er hatte so eben die Fichte mit einiger Mühe erklettert und verschnauft etwas, als die alte Bärin angetrabt kam, auf den Baum zueilte und sich anschickte, ihn zu ersteigen, als sie den unbetenen Gast oben bei ihren Jungen sah, und einen Augenblick stutzte. Neumann fand seine Situation gar nicht behaglich, allein er war ein beherzter Mann und sein Entschluß schnell gefaßt. Er stieg auf den untersten Ast hinab, um seinen Hirschfänger besser brauchen zu können. Sein geladenes Gewehr hatte er leider unten an dem Baume stehen lassen, um leichter klettern zu können. Die Bärin kletterte jetzt in aller Eile zu ihm empor. Als sie mit der Brante (dem Fuße) nach ihm langen wollte, hieb er ihr dieselbe mit einem kräftigen Hiebe ab. Die Bärin glitt am Stamme etwas hinunter, kam aber bald doppelt wüthend zurück und drohete, den Jäger mit dem Rachen zu fassen. Als sie diesen mit gräßlichem Zähnefletschen aufsperrte, stieß ihr Neumann katzenblütig den Hirschfänger hinein; da fiel sie vom Stamme hinunter und blieb am Fuße desselben mehrere Minuten bewusstlos liegen. Zum Schrecken des Jägers erholte sie sich aber bald wieder und sie schickte sich an, von neuem hinaufzuklettern, doch vermochte sie es nicht. Dagegen blieb sie aufgerichtet am Stamme stehen. In dieser Stellung verharrte sie mehrere Stunden, worauf sie sich am Baume niederlegte. — Der Abend kam und das Thier unten wich und wankte nicht, der auf dem Aste reitende Bärenfänger verwünschte seinen Einfall, denn seine Lage mitten zwischen Bären war nichts weniger als behaglich. Zwar war er da oben ziemlich sicher, da er von den Jungen nicht viel zu fürchten hatte und die Alte außer Stande zu sein schien, ihn anzugreifen; aber die Aussicht, die Nacht in so unbequemer Stellung auf dem Baume verbringen zu müssen, war um so unangenehmer, als sich Hunger und Durst einstellten und der Him-

mel ansang, sich dicht zu umwölken. Es wurde bald so finster, daß der Wildmeister unten an der Erde nichts mehr unterscheidend konnte, aber einzelne brummende Töne, die er vernahm, verriethen ihm, daß seine grimmige Schildwache noch immer auf ihrem Posten war.

Mit jeder Minute wurde seine Lage unerträglicher, da nun auch die kleinen Bestien ansingen, mobil zu werden; aber seine donnernde Stimme und der Hirschfänger brachten sie bald wieder zur Ruhe. Der Wind erhob sich nun, es fielen einzelne Tropfen, das Wetter leuchtete und in der Ferne rollte der Donner. Mit großer Aufmerksamkeit lauschte der Jäger nach unten, in der Hoffnung, keinen Laut mehr zu hören; aber beim Schein eines Blitzes entdeckte er, daß die Bärin noch immer da war, und unverwandt nach ihm hinauffah. So verging die Nacht unter Seufzen und Stöhnen des armen Wildmeisters, der sich auf seinem unbequemen Sitze drehete und wendete, und dessen einziger Zeitvertreib in der langen Gewitternacht darin bestand, die jungen Bären im Baume zu halten, denen das Nachtquartier auch keineswegs zu gefallen schien.

Endlich nach einer endlos scheinenden Nacht dämmerte es im Osten und Neumann faßte den Entschluß, lieber mit der furchtbaren Schildwache den Kampf auf Leben und Tod zu wagen, als länger sitzen zu bleiben. Während er sich die Sache noch überlegte, hörte er in der Ferne menschliche Stimmen, aber sie zogen in ziemlicher Entfernung von ihm hin, und als er hinablickte, sah die Bärin noch immer da, und schaute mit grimmigen Blicken nach oben. Nach einiger Zeit hörte der Unglückliche seinen Namen rufen; seine Freunde erschienen, um ihn zu suchen. Die Bärin richtete sich alsbald mit aufgesperrtem Rachen gegen die Ankommenden auf, wurde aber sofort glücklich niedergeschossen. Der befreite Wildmeister stieg nun herunter, vergaß aber nicht, die beiden jungen Bären mit sich zu nehmen.

(Zwei junge Wittwen.) Zwei Brüder, die ein bedeutendes Vermögen besaßen hatten, waren bald nach einander gestorben. Der eine hatte ein Gut auf dem Lande bewohnt, der andere ein bedeutendes Handelsgeschäft in der Hauptstadt betrieben. Ihre Frauen, die sie verwittwet zurückließen, waren noch jung und schön; die Hauptstädterin aber sehnte sich, eine Zeitlang auf dem Lande zuzubringen, wie die Gutsbefizigerin nun, da sie nicht mehr gebunden war, die Freuden der Hauptstadt kennen zu lernen wünschte. Die Wünsche beider waren denn auch leicht auszuführen, sie brauchten nur ihre Wohnungen zu vertauschen. Und so geschah es; die Wittwe vom Lande eilte in die Hauptstadt und die Hauptstädterin begab sich auf das Landgut ihrer Schwägerin. Vorher aber hatten sie sich mit einander über die Pläne für die Zukunft besprochen und einander gestanden, daß sie nicht abgeneigt wären, wieder zu heirathen; auch kam es bei dieser Unterhaltung heraus, daß jede bereits Aussicht hatte, von Neuem unter die Haube zu kommen. Die Dame vom Lande hatte gehört, daß ein Kaufmann in einer

benachbarten Stadt Lust habe, sich um sie zu bewerben, ob er sie gleich nicht kannte, und die Dame aus der Stadt hatte durch eine Freundin vernommen, daß ein adeliger Herr auf sie speculire. Die Schwägerinnen wünschten einander Glück und trennten sich sodann. Die Dame vom Lande zerstreute sich in der Hauptstadt, die Hauptstädterin dagegen genoß die Freuden des Landlebens und spielte vortreflich die moderne Burgdame. So weit war Alles ganz gut. Aber der Kaufmann, welcher die Besizerin des Gutes zu heirathen gedachte, meinte, das Heirathen sei ein wichtiges Unternehmen, und man könne nicht vorsichtig genug dabei sein. Er nahm sich also vor, die Dame von fern zu beobachten, so daß er sie genau kennen lerne. Gedacht, gethan. Leider erfuhr und sah er bei dieser Erforschungsweise Mancherlei, was ihm nicht behagte, die Dame sang Italienisch, gab den Armen des Ortes auf ein Mal zehn Louisd'or, erhielt viele Briefe aus der Hauptstadt und sogar die Modenzeitung, sie ritt ic. Da dachte der vorsichtige Mann bei sich: „Ich brauche der Dame keinen Besuch zu machen; was ich gesehen habe, genügt mir. Brächte ich eine solche Dame in mein Haus, wäre mein Vermögen gewiß bald aufgezehrt; ich heirathe ein Mädchen aus meinem Städtchen.“ — Nach drei Monaten kam die Dame vom Lande aus der Hauptstadt zurück, und sie erkundigte sich natürlich zuerst, wie es mit der Heirath stehe. Leider mußte sie erfahren, daß der Mann, auf den sie gerechnet hatte, sich eine andere Frau genommen habe. Ihre Schwägerin ahnete nicht im Entferntesten, daß sie die unwillkürliche Ursache dieses Unglücks gewesen. Sie tröstete die Schwägerin, aber sie bedurfte bald selbst des Trostes, denn sie erfuhr, daß der elegante junge adelige Herr in der Hauptstadt ebenfalls verheirathet sei. — „Aber warum hat er nicht gewartet?“ fragte sie eine vertraute Freundin. „Warum hat er nicht erst mich wenigstens gesehen?“ — „Er hat Dich gesehen,“ antwortete die Freundin, „und dies eben ist das Unangenehme. Seine Ungebuld war so groß, daß er nicht bis zum Winter warten wollte; er kam hier in der Hauptstadt an; er ist ein sentimentaler junger Mann und wollte Dich vor allen Dingen sehen, ohne gesehen zu werden.“

„Ach, ich errathe!“ fiel die junge Wittwe ein; „er glaubt mich gesehen zu haben und sah nur meine Schwägerin.“

Sie hatte recht gerathen. Der junge Herr war auf vortreffliche Nachweisungen in die Stadt gekommen und wußte, daß die Dame, die man ihm empfohlen hatte, jede Mittwoch in der Oper in der und der Loge zu finden sei. Er sah da die Wittwe aus der Provinz, die allerdings eine recht hübsche Frau war, aber gerade die Reize nicht besaß, die der junge Herr suchte, und welche die Schwägerin der Beobachteten allerdings besaß. „Man hat mich getäuscht,“ sagte er, reiste sehr bald wieder ab und heirathete ein altadeliges Fräulein.

Generalcorrespondenz.

Das größte Gemälde, welches man kennt, ist die „Krönung Napoleons“ von David. Es mißt 30 Fuß in der Länge und 19 Fuß in der Höhe. „Die Hochzeit von Cana“ von Paul Veronese, welches Bild man für das größte gehalten hat, ist nur 28 Fuß lang und 16 Fuß hoch. David arbeitete volle drei Jahre daran. Eine Copie davon, welche unter seinen Augen gemacht und von ihm überarbeitet wurde, kam 1814 nach England und von da nach America, wo sie bei einem Brande zerstört worden ist. —

Die Zeitungen zählen zwei und sechszig lebende deutsche Schriftstellerinnen auf, von denen bei weitem die meisten Romane und Novellen schreiben. —

Der Director der Pariser Oper hat seinen sämtlichen Künstlern und Künstlerinnen angezeigt, daß er ihre Mitwirkung in Privatconcerten, selbst ihr Singen in Privatgesellschaften durchaus nicht mehr dulden würde, weil der Theaterbesuch dadurch beeinträchtigt werde. Er bedrohet die Zuwiderhandelnden mit der ganzen Strenge der Geseke. Wenn nur unsere deutschen Theaterdirectoren diese neueste Pariser Mode nicht etwa auch nachahmen! — Derselbe Director zahlte jüngst dem Dichter und Componisten einer neuen Oper, die er angenommen hatte und nicht zur Aufführung bringen wollte oder konnte, zur Abfindung 30,000 Francs und gab das Werk zurück. Welches Theater in Deutschland thut das? — Von Auber und Scribe ist nächstens eine neue Oper zu erwarten; die letzte derselben, „die Sirene“, macht in Paris noch immer volle Häuser, während sie in Deutschland zwar gefällt, aber nirgends eine Zugoper geworden ist. — Scribe hat vor kurzem einmal zusammengerechnet, wie viel ihm bisher seine zahlreichen Theaterstücke eingetragen haben, und es ergab sich das hübsche Sümmschen von 2 Mill. Francs, so viel als wohl kaum sämtliche deutsche Bühnendichter bezogen haben, so lange es deutsche Theater giebt. — In Nürnberg ist am 1. November eine „Zeitspöffe“ von M. Tebler, „der ewige Jude“, gegeben worden. —

Der berühmte Physiker Biot zeigte kürzlich der Akademie der Wissenschaften an, daß in den chinesischen Schriften ein Instrument erwähnt werde, das immer nach Süden deute, und das bereits 27 Jahrhunderte vor der christlichen Zeitrechnung in Gebrauch gewesen. So haben also die Chinesen die Magnetnadel ebenfalls und lange vor den Europäern erfunden. Der Compaß, dessen sich die Chinesen bedienen, zeigt merkwürdiger Weise auch heute noch nach Süden und nicht nach Norden. —

Einem Franzosen ist es gelungen, die chinesische Theepflanze in der Nähe von Paris in freiem Lande zu bauen. Der Geschmack und Geruch dieses Thees soll in nichts dem chinesischen nachstehen und sich von diesem nur dadurch unterscheiden, daß der Geruch der trockenen Blätter nicht so angenehm ist. Es soll nun der Anbau im Großen versucht werden und bald trinken wir vielleicht französischen statt des chinesischen Thees. —

Der bekannte Sänger Lablache war auch in dem vergangenen Sommer an dem italienischen Theater in London engagirt und erwarb wie gewöhnlich die größte Bewunderung. Eines Tages fragte ihn einer seiner Freunde, ob er wohl Unterricht im Singen gebe und wie viel er für die Stunde verlange. Ein Lord wünschte seinen Sohn durch ihn unterrichten zu lassen. Lablache verlangte eine Guinee (6 Thlr.) für die Stunde. Man war das zufrieden, der Tag und die Stunde wurden festgesetzt und Lablache begab sich zu Lord. Man führte ihn in ein Zimmer, in welchem sich eine große Gesellschaft befand, und er glaubte, sich in der Zeit geirrt zu haben. Man versicherte ihn aber, das sei keineswegs der Fall, man ersuchte ihn, Platz zu nehmen, und sprach vom Wetter und dergleichen. Nach einer Viertelstunde endlich fragte Lablache, welcher Person er Unterricht erteilen solle. „D, vom Unterrichtgeben ist nicht die Rede,“ entgegnete die Frau vom Hause höchst anmuthig; „die Damen hier und ich selbst wünschten nur Sie in der Nähe zu sehen und mit Ihnen zu sprechen; deshalb fragten wir, wie hoch Sie sich die Stunde bezahlen lassen.“ Und die Dame griff nach der Börse, um die Guinee zu suchen.

Diese ächt englische Unartigkeit brachte selbst den phlegmatischen Lablache gewaltig in den Harnisch; er winkte abwehrend mit der Hand und sagte: „Ich gebe Gesangunterricht, lasse mich aber nicht für Geld sehen.“ Darauf schritt er stolz hinaus. —

An einem Stadtbriefpostkasten in Paris kamen vor einigen Tagen drei Fiaccres an, welche nicht weniger als 60,000 Briefe — Prospective — da abgaben, welche über ganz Frankreich verbreitet werden sollten. Die Post konnte dieser ungeheuern Briefabgabe wegen erst eine Stunde nach der gewöhnlichen Zeit abgehen. —

Ein Pariser Schauspieler reiste in den Provinzen umher und gab da Gastvorstellungen. In Niort kam er auf eine geniale Idee, das Publicum in Masse zu seinem Benefiz in das Theater zu locken. Er kündigte nämlich an, daß Jeder mit dem Theaterbillet eine Nummer erhalten würde, die in einer Lotterie mitspielt, welche nach Beendigung des Stückes gezogen werden sollte. Der Gewinn sei — ein Schloß. Die guten Leute strömten in Massen in das Haus und harrten gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Endlich kam es zur Lotteriegziehung, das glückliche Loos wurde gezogen und der Inhaber desselben von dem Künstler aufgefordert, auf die Bühne zu kommen. Der junge Schloßbesitzer wanderte mit klopfendem Herzen auf die Bretter und die Augen seiner Mitbürger waren neidisch auf ihn gerichtet. Oben auf der Bühne hielt der Veranstalter der Lotterie eine Glückwunschsrede an den vom Stücke Bevorzugten und übergab ihm sodann — einen Nagel, noch einen und noch einen Nagel, fünf Nägel. Dann sagte er: „Jetzt haben Sie fünf Nägel (im Französischen cinq clous) und also ein Schloß (Saint-Cloud).“ Die guten Leute in

Niort lachten zuerst ihren angeführten Mitbürger aus, bald aber wendete sich ihr Groll gegen den Pariser Künstler, der sich einen so schlechten Witz mit ihnen zu erlauben gewagt hatte, aber der Mann hatte sich während des Sturmes mit der Gasse klüglich aus dem Staube gemacht. —

Die Fruchtbarkeit mancher französischer Romandichter übersteigt alle Begriffe; Alexander Dumas, der seit fast einem Jahre gleichzeitig in drei Zeitungen Romane veröffentlicht, will von der ihm doch zu groß gewordenen Anstrengung — ausruhen und hat deshalb einen Vertrag bei einer dieser Zeitungen, La Presse, abgeschlossen, wonach er jährlich 80,000 Francs erhält, aber nur für dieses Blatt schreibt und zwar monatlich einen bis anderthalben Band. Jährlich 12 bis 18 Bände nennt er also ausruhen! —

Ein Reisender erzählt aus Rio de Janeiro: Die Stadt hat zwei Theater, eines besuchte ich. Das Haus ist sehr groß und nach einem Plane gebaut, der einem solchen Gebäude in einem solchen Klima völlig entspricht. In den Mauern befinden sich nämlich runde Oeffnungen in so großer Anzahl, daß die Wände wie ein Sieb aussehen. Diese Oeffnungen sind in Reihen angebracht und gehen auf lustige Galerien. Eine Person also, die in diesem Gebäude sitzt, wird ganz so von der Luft getroffen, wie ein Vogel im Käfige, und eine höchst angenehme Kühle durchströmt fortwährend das Haus trotz der Hitze von den zahllosen Lichtern, die in ihm brennen. Diese Einrichtung ist das Vortrefflichste an dem Theater, alles Uebrige, Spiel, Gesang etc. ist schlecht und nur der Kronleuchter verdient gerühmt zu werden, weil er offenbar der schönste und kostbarste ist, den irgend ein Theater besitzt. — In diesem großen völlig gefüllten Hause, erzählt der Reisende weiter, sah ich nicht mehr als drei hübsche Damen, und diese waren Italienerinnen, Sängerrinnen. Die Brasilianerinnen haben alle schwarze Augen, dünne Lippen und dünne Kinnladen, wenig schwarzes Haar und eine eigenthümliche grünlichweiße Farbe, welche einen unangenehmen Eindruck auf den Fremden macht. In ihren Zügen liegt eine studirte erkünstelte Kälte und ein häßlicher Hochmuth. Jeder Fremde bekommt übrigens nach etwa einem halben Jahre dieselbe grünlichweiße Farbe. —

Das Journal De Biège sagt: Es ist jetzt bei großen Dinern Sitte, neben das Couvert jedes Gastes eine schöne lithographirte Karte zu legen, auf welcher die Speisen aufgeführt stehen, welche vorgesetzt werden sollen. Wir sahen zuletzt die, welche für das durch den preussischen Gesandten Herrn von Arnim am 15. October gegebene Diner verfertigt worden, und die sich eben so durch ihre reichen Verzierungen, als durch die vortrefflichen Gerichte auszeichnete, welche sie aufzählte.